Rückkehr nach Lambarene

Autor(en): **Urquart, Clara**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **22 (1954-1955)**

Heft 6

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-758597

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

RÜCKKEHR NACH LAMBARENE

Von Clara Urquart

Fünfzehn Monate waren vergangen, seit ich Albert Schweitzer Lebewohl zugewinkt hatte, seit die Piroge mich forttrug von der aufrechten Gestalt auf dem Anlegeplatz seines Hospitals und mich übersetzte über den Ogouwe-Fluß zu dem Wagen der Air-France, der mich zu einem Landestreifen mitten im Dschungel bringen sollte, dessen Name — Lambarene — über die ganze Welt hin bekannt geworden ist durch das Leben eines Mannes, durch seinen Geist, seine Willensstärke und Hingabe. Und als die Piroge mich jetzt wieder zu dem Schweitzer-Hospital zurückbrachte, stand dort wie ein Felsen der Mann im weißen Tropenhelm und erwartete mich.

Er begrüßte mich und nahm mein Gepäck. Ich protestierte, denn es war schwer.

«Keine Widerrede», erklang die gebieterische Stimme, und wir machten uns auf den Weg, bergauf, zum Hospital.

Ich musterte den Arzt genauer.

«Sie sehen gut aus», sagte ich, «besser als bei meinem letzten Besuch im vergangenen Jahr.»

«Versuchen Sie nicht, mir zu sagen, wie ich aussehe oder wie es mir geht», erwiderte der Doktor schroff, eine Schroffheit, die, wie so oft, durch den zärtlichen Ausdruck in seinen Augen Lügen gestraft wurde.

«Ich bin müde, und man plagt mich vom frühen Morgen bis spät in die Nacht.»

Schweigend gingen wir weiter; als wir angekommen waren, führte der Doktor mich zu meinem Zimmer und zog sich zurück, um mir Gelegenheit zu geben, mich zu waschen und umzuziehen. Nach zehn Minuten kehrte er zurück.

«Ich gehe ins Lepradorf», sagte er. «Wollen Sie mitkommen?»

Raschen Schrittes gingen wir den Dschungelpfad entlang, der zu dem Bauplatz führte.

«Ja, ich bin eine neue Abart des afrikanischen Elefanten», seufzte der Doktor. «Einer, den sie jagen — nicht mit Gewehren, sondern mit Kameras ... Es war fürchterlich in letzter Zeit, besonders, seit mir der Nobelpreis verliehen wurde. Ich mußte mich buchstäblich mit den Leuten vom Fernsehfunk herumschlagen, die sich einfach

hier niederließen und sich durchaus nicht damit abfinden wollten, daß ich mich kategorisch weigere, im Fernsehprogramm zu erscheinen. Sie behandelten mich, als hätte ich durch diese Haltung eine geheiligte Pflicht ihnen gegenüber verletzt. Wenn ich bedenke, daß ich zu der Zeit gerade bei einem europäischen Patienten wachte, der zwischen Leben und Tod schwebte; zudem war ich mitten in diesem ganzen Bauprojekt.»

Als ich das Lepradorf sah, glaubte ich, ein Wunder sei geschehen. An Stelle der schmutziggrauen, verfallenen Hütten, die fünfzehn Monate zuvor hier gestanden hatten, fand ich ein großes Bauvorhaben unmittelbar vor der Vollendung. Da standen lange, massive Gebäude, in einzelne Räume unterteilt; Küchenhäuser, alle auf Betonfundament, starke Wände...

Es schien ein Ding der Unmöglichkeit, daß Dr. Schweitzer all dies mit den ihm einzig zur Verfügung stehenden, armseligen Arbeitskräften, den kranken Männern und Frauen, vollbracht haben sollte. Aber bald wurde ich Zeuge, wie der «Grand Docteur» mit seiner Energie, mit dem unermüdlichen Willen, das zu erreichen, was er sich zu erreichen vorgenommen hat, das schier Unmögliche möglich machte.

Mir schwindelte, als ich ihn beobachtete — in der heißen, tropischen Sonne rannte er buchstäblich herum; begoß die Steine, die mit dem Zement gemischt werden sollten, rührte die schwere Mischung aus Steinen und Zement mit einem Spaten um und um, trieb seine «kleinen schwarzen Brüder» mit manch schroffen Worten zur Eile an... (und Schritt zu halten mit einer verlangsamten Version von Chopins Trauermarsch wäre in ihren Augen schon Eile).

«In einem früheren Leben muß ich einmal ein Hirtenhund gewesen sein», meinte der Doktor mit einem jungenhaften Lächeln. «Wie könnte ich sonst alle und jedes meiner Schäfchen im Auge behalten und wissen, was jeder einzelne gerade vorhat?»

Wie mir schien, hatten sie alle das gleiche vor: sich unbemerkt davonzustehlen und der Ruhe zu pflegen. Aber, dank des «Hirtenhundes», mit wenig Aussicht auf Erfolg. Viele der Arbeiter murrten fast ununterbrochen. Der Zwang zur Arbeit stand bei ihnen in äußerst geringem Ansehen. Es schien sie nicht zu interessieren, wenn man ihnen auseinanderzusetzen versuchte, daß die Arbeit schließlich und endlich zu ihrem eigenen Besten war und getan werden mußte. Eines Tages machte einer der «Anes», wie Dr. Schweitzer seine «kleinen schwarzen Brüder» nannte, besondere Schwierigkeiten. Der Doktor sah mich an, und in seinen Augen blitzte es schalkhaft.

«Kann er einen nicht zur Verzweiflung bringen?» fragte er. Ich mußte ihm zustimmen.

«Nun, dann machen Sie einmal die Augen zu», sagte der Doktor lächelnd. «Dann kann ich ihm einen herzhaften Fußtritt versetzen, und Sie mögen sich einbilden, daß es ein Weißer sei, der den Fußtritt bekommt.»

Ueber diese ironische Bemerkung habe ich lange nachgedacht. Keinem Weißen würde man eine derartig konsequente Faulheit und einen solchen Mangel an Hilfsbereitschaft durchgehen lassen. Warum stieß ich mich dann daran, daß der Doktor manchmal barsch mit den Afrikanern oder verächtlich von ihnen sprach?

Als ich einmal einwarf, daß es sich ja schließlich um Leprakranke handelte, die vielleicht zu elend waren, um selbst in diesem Schneckentempo zu arbeiten, erwiderte der Doktor, daß die Art und Menge der Arbeit, die sie leisteten, gut für sie sei und ihr Leben verlängern helfe. Und ich beugte mich natürlich vor Dr. Schweitzers Wissen und Erfahrung . . .

Eines Tages, als mein Herz besonders erfüllt war von diesem phänomenalen und liebenswerten alten Herrn, sagte ich zu ihm: «Wissen Sie, lieber Doktor, für mich sind Sie der reichste und der ärmste unter den Menschen — der reichste auf Grund Ihrer inneren Werte, und der ärmste, weil Sie so erbarmungslos viel von sich selbst verlangen.»

«Wie können Sie sagen, daß ich arm bin, Clara?» erwiderte er. «Ich habe Erfolg gehabt . . .» Und dann, nachdrücklicher: «Ja, ich habe Erfolg gehabt; meine Gedanken haben einen großen Teil der Welt durchdrungen . . .Das kommt zum Teil daher, daß ich kein Schreibtischphilosoph bin. Es ist erstaunlich, wenn ich bedenke, daß ich meine Gedanken im Geiste bereits klar formuliert hatte, als ich achtzehn Jahre alt war. Seltsam auch, daß sie der von Einstein formulierten Weltanschauung um Jahrzehnte vorausgingen, zu der dieser auf einem völlig anderen Wege gelangte, der Weltanschauung, die auf der Akzeptierung der «Unerfaßbarkeit» des Universums basiert. Ja, alles schien sich plötzlich sinnvoll zu ordnen wie die Figuren in einem Schachspiel. In dem philosophischen Schema schien ich den letzten, den entscheidenden Zug zu haben . . . Nimm einmal Ethik und Religion, Clara. Religion hat nicht automatisch ein ethisches Leben zur Folge, obgleich sie dazu führen kann. Aber Religion folgt automatisch auf ein ethisches Leben . . . In diesem Punkt irren die Dogmen.»

Wir standen still auf dem Dschungelpfad. Dr. Schweitzers mächtige Gestalt beugte sich herab, bis sein Gesicht auf gleicher Höhe mit dem meinen war. Meine Augen blickten in die Tiefe der wun-

derbaren Augen dieses Arztes. Um uns herum, ganz natürlich unter den Bäumen ausgestreut, lagen die Gräber der im Krankenhaus verstorbenen Patienten. Ein jedes trug ein schlichtes Kreuz. Die hohen Bäume — Palmen und Okoumes — und das dichte Laub hielten das Sonnenlicht ab. Es war ein inhaltsschwerer Augenblick. Dann setzte Dr. Schweitzer seinen Weg fort, und ich folgte ihm; und bald war er eifrig damit beschäftigt, Nägel einzuschlagen, Holz zu sägen.

«Das hätte Kant nicht gekonnt», bemerkte ich lächelnd.

An jenem Abend saß ich auf den Stufen vor seinem Zimmer und lauschte, während er Bach spielte. Die Nacht war schwarz, unergründlich. Und etwas Unergründliches war auch an diesem differenzierten, menschlichen Wesen, dem Mann, der an einem Tage hier die Patienten auf dem Bauplatz antrieb, dort die schweren Fälle mit seinen Aerzten besprach, um dann, am Ende eines langen, anstrengenden Tages, mit tiefster Konzentration an seinen Bach-Chorälen zu arbeiten und nach Mitternacht allein in seinem schlichten Zimmer am Klavier saß. Je länger ich in Lambarene blieb, desto tiefer schien mir das Geheimnis aller Dinge um mich herum; das Geheimnis Afrikas, in das noch kein Weißer bis ins Letzte eingedrungen ist; das Geheimnis des Mannes Schweitzer — seines Herzens und seines Geistes.

Mir fiel die folgende Stelle aus seinem «Aus meinem Leben und Denken» ein: «Im Umgang mit diesen primitiven Geschöpfen erhob sich natürlich auch für mich die viel diskutierte Frage, ob sie ausschließlich Gefangene der Tradition sind, oder wirklich selbständiger Gedanken fähige Wesen. In meinen Unterhaltungen mit ihnen merkte ich — zu meiner Ueberraschung — daß sie sich weit mehr für die elementaren Fragen nach dem Sinn des Lebens, nach der Natur von Gut und Böse, interessieren, als ich angenommen hatte.»

Seit ich diese Botschaft vor vielen Jahren las, habe ich mich oft gefragt, wie tief Dr. Schweitzer wohl in die Seele des Afrikaners eingedrungen sei.

«Ich sprach einmal mit einem Nachkommen des Königs der Galoas», sagte er eines Abends beim Essen. «Der König der Galoas hat hier gelebt, wo heute das Hospital steht — als de Brazza zuerst in das heutige Französisch-Aequatorialafrika kam —, ein ausgezeichneter Mann, Brazza. Und dieser Schwarze erzählte mir, daß, ehe die Weißen kamen, kein Schwarzer des Nachts friedlich in seiner Hütte schlafen konnte, aus Angst, ein Mitglied irgendeines anderen Stammes könnte kommen und seine Hütte in Brand stecken. Das ist einer der Gründe, weshalb ich die Art, wie verantwortungslose Leute über das Kolonialsystem sprechen, nicht ertragen kann.

Dieses System hat jedenfalls diesem Teil Afrikas den Frieden gebracht.»

Ich überlegte, daß das gleiche auch für viele andere Teile Afrikas gelte. Aber zweifellos gibt die Tatsache, daß der Schwarze dem Weißen zu Dank verpflichtet ist, diesem nicht das Recht, bis in alle Ewigkeit dem anderen gegenüber den Herrn zu spielen.

Weiter sagte Dr. Schweitzer, daß die verfrühten politischen Rechte, die den Eingeborenen in einigen Teilen von Französisch-Aequatorialafrika eingeräumt werden, ein Wiederaufflackern der Stammesfehden, die eben am Erlöschen waren, nach sich ziehen. Ich bin überzeugt, daß das alles zutrifft. Aber mir scheint, daß man jetzt mit dem Entstehen eines neuen Afrika rechnen muß und daß die Metamorphose sich mit großer Schnelligkeit vollzieht. Ist es aber darum logisch, diese Entwicklung zu beklagen? Und hieße das nicht, der ununterbrochenen und zähen Arbeit dreier Jahrhunderte, die oft unter den widrigsten klimatischen Verhältnissen geleistet wurde, die Anerkennung zu versagen?

Wenn der Geist unserer Zeit sich, zum Segen oder zum Unheil, vom patriarchalischen Geiste entfernt hat, wenn die Zusammenarbeit auf allen Gebieten, glücklicherweise oder unglücklicherweise, an Stelle des Paternalismus getreten ist, sollte man meinen, daß die Frage der Beziehungen zwischen Schwarz und Weiß nur von diesen neuen Grundlagen aus konstruktiv angefaßt werden kann.

Die meiste Gelegenheit, mich mit dem Doktor zu unterhalten, bot sich auf dem Bauplatz; es waren kurze, immer wieder unterbrochene Gespräche. Während einer dieser Unterhaltungen erfuhr ich, daß Princeton ihm eine Professur angeboten hatte; daß keinerlei Bedingungen in bezug auf Vorlesungen daran geknüpft waren; man wollte ihm dort die geeignete Atmosphäre bieten, in der er seine Schriften vollenden könnte. Aber es wird einem — dort in Afrika — völlig klar, daß Lambarene für Dr. Schweitzer die einzig «geeignete Atmosphäre» ist, eine Atmosphäre, ebenso stark wie die Persönlichkeit des Mannes, der sie geschaffen hat.

Schon nach einem kurzen Aufenthalt dort hat man das Empfinden, seit Anbeginn der Zeit in Lambarene zu sein, und nichts außerhalb des Schweitzer-Hospitals scheint wirklich zu existieren.

Abends, an dem langen Eßtisch, wenn alle Gesichter weich scheinen im milden Licht der Oellampe, wenn der Doktor vor den Mahlzeiten den Kopf neigt und mit ruhiger Stimme das «Bénissons Dieu, car Il est bon et Sa miséricorde dure éternellement» spricht, wenn er nach der Mahlzeit auf dem alten Klavier ein geistliches Lied anstimmt, in das alle einfallen, wenn er dann zum Tisch zurückkehrt und ein Kapitel aus dem Evangelium vorliest, das er

mit dem französischen «Vaterunser» beschließt, überkam mich ein solches Gefühl des Wohlbehagens, wie ich es selten erlebt habe. Ich bin nicht religiös im orthodoxen Sinne, und ich fragte mich, was mir eigentlich dort dieses Gefühl tiefen inneren Friedens gab. Ich sah, daß die «Schweitzer-Atmophäre» auch auf einen anderen, ruhelosen und differenzierten Menschen meiner Generation die gleiche Wirkung hatte. Ich erwähnte ihm gegenüber, wie seltsam ich es fände, daß wir beide in einer Atmosphäre, die zweifellos dem 19. Jahrhundert angehört, so glücklich und entspannt seien. Er stimmte mir zu, aber keiner von uns hätte in dem Augenblick den Grund dafür angeben können. Ich glaube, ich weiß es jetzt. Es war wohl das geordnete Leben, das uns so wohl tat, ein Leben, durch Glockenzeichen in Arbeit und Mahlzeiten eingeteilt, ein Leben, das nach dem Willen und wunderbaren Organisationstalent eines Mannes geregelt war, des «grand docteur».

In einem Zeitalter, in dem ich für meinen Teil festgestellt habe, daß zuviel Freiheit auch eine Last sein kann, tat es gut, für eine Zeitlang diese Last ablegen zu können. Darin liegt natürlich auch eine große Gefahr, denn gerade diese Angst vor der Freiheit hat dazu geführt, daß zu unseren Lebenszeiten zwei kultivierte Nationen sich in die Hände von Tyrannen auslieferten.

Lange habe ich über dieses nachgedacht in der Stille der schwarzen afrikanischen Nacht. Ich dachte daran, wie die Menschheit versucht, in dieser Zeit, da die Wissenschaft so viel von unserem Glauben erschüttert und zerstört hat, völlig auf sich selbst gestellt dem Leben gegenüberzutreten, ohne unter dieser unerträglichen Last zusammenzubrechen. Und darum, schien mir, tat es so gut, mit einem Lebensstil in Berührung zu kommen, der sich noch auf den Glauben stützte; mit einem Menschen wie Dr. Schweitzer zusammen zu sein, der mit eherner Beständigkeit unbeirrbar seines Weges geht, mitten in einer Welt, die sich verlaufen hat.

Mein zweiter Besuch in Lambarene war in vieler Hinsicht ein zutiefst glücklicher Abschnitt meines Lebens. Das einzige, das meine heitere Gelassenheit störte, war die Einstellung einiger Weißer dort zu den Eingeborenen.

«Ça c'est l'Afrique» hieß es immer wieder, wenn ein Schwarzer etwas getan hatte, das dumm oder unfreundlich war. Als ob — in unserer Zeit, die das Odium von Konzentrationslagern und Napalmbomben trägt — Dummheit nur in Afrika gefunden und Grausamkeiten allein von Afrikanern begangen würden.

Ich habe den größten Teil meines Lebens in verschiedenen Teilen Afrikas verbracht, und es ist mir immer wieder aufgefallen, daß sonst gebildete Menschen sich überhaupt nicht darüber im

klaren sind, daß auch Afrika — genau wie Europa — seine eigene, lange Geschichte gehabt hat. Daß auch in Afrika weise Könige geherrscht, mächtige Reiche existiert haben. Daß Afrika im Laufe der Jahrhunderte die gleichen Probleme menschlichen Lebens durchgemacht hat, die die Geschichte von anderen Teilen der Erde zu berichten weiß: politische und religiöse Kriege, Revolutionen, Eroberungen, Wirtschaftskrisen. Wenn auch ein großer Teil der Geschichte Afrikas in Dunkel gehüllt ist, so beweisen doch die Kunstschätze, daß es in Afrika Zivilisationen gegeben hat, die sich mit denen der übrigen Welt messen können.

Als das Gespräch auf die Mau-Mau kam, bemerkte Dr. Schweitzer, daß der «Ausbruch» ihn in keiner Weise überrascht habe, daß er sich lange darüber im klaren gewesen sei, daß es dunkle Kräfte in Afrika gibt, von denen die meisten keine Ahnung hätten.

Als ich wach lag in jener Nacht — da nur wenige hundert Meter mein Zimmer von dem tiefen und drohenden Urwald trennten, da der süße, erregende Duft der Bäume meine Sinne durchdrang, da dort draußen ein schweres Gewitter niederging und die brennende Hitze erdrückend schien, da dachte ich an die Menschen, die in diesem Urwald lebten — zwischen Schlangen, tödlichen Insekten, wilden Tieren, unter den fremdartigen, verschlungenen Blättern, die im aufzuckenden Blitz gespenstische Formen annahmen. Ich erkannte, daß dort draußen eine fürchterliche Gottheit herrschte. Ich weiß, diese Gottheit herrscht auch in den Großstadtstraßen, aber hier draußen, in diesen Urwaldnächten, muß sie ja so viel schrecklicher scheinen. Dieser Gottheit Name ist Angst... Wie immer kehrten meine Gedanken zu der magnetischen Persönlichkeit des Doktors zurück, und mir schien, daß er, der Tausende und aber Tausende solcher Nächte durchlebt hatte, gewiß ihren Einfluß auf die Völker, die sie seit Jahrhunderten erlebten, verstehen müsse. Er mußte verstehen, wie diese Menschen unweigerlich dem Einfluß jener unbekannten Kräfte unterstanden, die in diesem Teil Afrikas die gesamte Natur zu durchdringen scheinen.

Afrika ist bisher nur oberflächlich erforscht. Und selbst die Berichte der tiefer blickenden Forscher sind zum Teil unbeachtet geblieben. Solche Forscher gab es im 16., 17. und 18. Jahrhundert, und man kann die Berichte über das, was sie fanden, nachlesen. Einige Kapitäne schrieben, daß sie überrascht waren über das, was sich ihren Augen in einigen Küstenstädten Afrikas in jenen Tagen bot. Sie fanden lange, gut angelegte Straßen mit schön gepflegten Bäumen zu beiden Seiten. Nicht nur an den Küsten, sondern auch im Königreich am Kongo und in Mozambique sahen sie das Volk gekleidet in Samt und Seide von feinster Beschaffenheit und Farbe.

Dort fanden sie mächtige Herrscher, erfolgreiche Industrien und Zeichen einer eindrucksvollen Kultur.

Gewiß, an Stelle der handgewebten Samte und Seiden wird der «Forscher» unserer Tage zerlumpte und oft häßliche europäische Kleider finden, an Stelle der Kunstschätze aus Holz und Elfenbein findet er Kitsch aus europäischen Fabriken. Es ist wahr, daß vielerorts der weise Herrscher fehlt. Aber es ist ebenso wahr, daß sich ein neuer Typus des Afrikaners herausgebildet hat, der «europäisierte» Afrikaner, wobei dahingestellt sei, ob diese Entwicklung positiv oder negativ zu werten ist. Und wahr ist auch, daß dieser europäisierte Afrikaner sich auf vielen Gebieten behauptet — Pädagogik, Medizin, Landwirtschaft.

In seinem vor über dreißig Jahren veröffentlichten Werk «Verfall und Wiederaufbau der Zivilisation» hat Dr. Schweitzer mit der ganzen Kraft des Sehers die Dekadenz der westlichen Zivilisation aufgezeigt. Gerade deshalb scheint es so paradox, wenn man in «seinem» Teil Afrikas eine Einstellung zu anderen Völkern beobachtet, die von der Annahme auszugehen scheint, daß im Leben des Westens alles in schönster Ordnung sei.

Im Gegensatz zu diesem scheinbaren Widerspruch scheint eine seltsame Folgerichtigkeit darin zu liegen, daß Dr. Schweitzer sein Hospital im Gabon errichtet hat. Niemand wird leugnen können, daß der Sklavenhandel die schändlichste Form des «Handels» war. Wenn Dr. Schweitzer also schreibt, daß sein Entschluß, auszuziehen und die Kranken in Afrika zu heilen, als eine Sühne für einen Bruchteil der Sünden gedacht ist, die die Weißen seit Menschengedenken an den Schwarzen begangen haben, so bezog sich das ohne jeden Zweifel auf den Sklavenhandel. So war es ein symbolischer Akt, daß er sein Hospital in dem Teil Afrikas errichtete, in dem der Sklavenhandel am meisten florierte.

Zuweilen scheint mir, daß wir Weißen auf Grund des Sklavenhandels unter einem so schweren Schuldkomplex leiden, daß wir, unbewußt, die Augen schließen *wollen* vor den vielen guten und edlen Seiten im Leben des primitiven Afrikaners. Ich bin überzeugt, daß unser Schuldgefühl die Grenzen des Erträglichen übersteigen würde, wenn wir uns der vielen positiven Züge dieses Lebens vor der Ankunft des weißen Mannes voll bewußt waren.

Wer heute das Schweitzer-Hospital besucht, kann unmöglich voll ermessen, was es für die Bewohner dieses wilden und ungesunden Teiles Afrikas bedeutete, als Dr. Schweitzer es vor über vierzig Jahren eröffnete. Heute haben die Regierungen Maßnahmen ergriffen gegen die Malaria, die Schlafkrankheit. Die Heilung der Lepra ist weit fortgeschritten. Das afrikanische Hauptquartier der

Welt-Gesundheits-Organisation hat seinen Sitz in Französisch-Aequatorialafrika. Durch den Lufttransport ist selbst Lambarene leicht zu erreichen. Aber als Dr. Schweitzer seine große Geste des Glaubens und des Mutes machte, lagen die Dinge so völlig anders — so völlig anders, daß es anmaßend erscheint, auch nur ermessen zu wollen, was es den Mann kostete, der diese Geste machte, und welch Geschenk des Himmels sie für diejenigen bedeutete, denen sie zugute kam.

Aber als ich schweren Herzens von dem lieben Doktor Abschied nahm, versuchte ich doch, die Bedeutung seines vollen, reichen Lebens zu erfassen. Selbst wenn die religiöse Inspiration und der natürliche Trieb zur Nächstenliebe fehlen, kann der moderne Mensch doch die Kraft finden, die ihn in der Hingabe an seine Mitmenschen große Höhen erreichen läßt. Er kann es, indem er seinen Verstand gebraucht, indem er die Dinge für sich selbst zu Ende denkt, bis das Gute zu einer Pflicht wird, die er sich selbst auferlegt; bis, wie Schweitzer es ausdrückt, «er begreift, daß keine Lebensweise *vernunft*gemäßer ist als die von Jesus gelehrte Ethik».

Und als die winkende Gestalt kleiner wurde, begriff ich die Bedeutung von Albert Schweitzers Leben in ihrer ganzen Erhabenheit. Die Tatsache nämlich, daß sein Leben zu einem Bindeglied geworden war zwischen der teilweise überholten Weltanschauung der Vergangenheit und der größtenteils noch ungeformten Weltanschauung der Zukunft. Weil er nämlich seine Philosophie *gelebt* hat — seit über einem halben Jahrhundert gelebt hat — angesichts unzähliger Hindernisse, Enttäuschungen, unvorstellbarer Mühen, grenzenloser Erschöpfung ... deshalb wird seine Botschaft von immer weiteren Kreisen empfangen und verstanden.

Aus dem Englischen übersetzt von Erika Lund